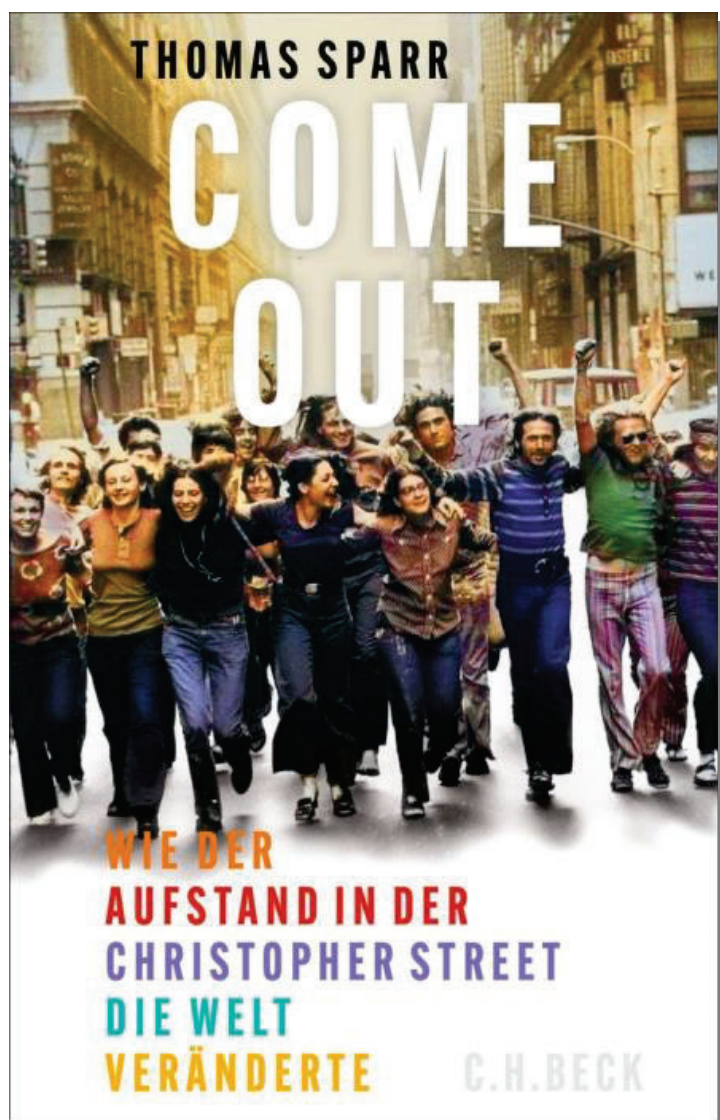


Unverkäufliche Leseprobe



Thomas Sparr
Come out!

Wie der Aufstand in der Christopher Street die Welt veränderte

2026. 208 S., mit 22 Abbildungen
978-3-406-73440-3

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/26464779>

Thomas Sparr

Come out!



Das Stonewall Inn in New York

Thomas Sparr

Come out!

Wie der Aufstand
in der Christopher Street
die Welt veränderte

C.H.Beck

Mit 22 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Peter Hujar, Foto für ein Plakat der Gay Liberation

Front (koloriert), 1969, © The Peter Hujar Archive/VG Bild-Kunst, Bonn 2025

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 73440 3



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Einführung 7

1969

Stonewall 19

Full Moon 19 – Walking behind you 23 – Come out! 25 –
Coming out 28 – Gay Power 31 – Maskenspiele 33 – Daugh-
ters: Frauen und Stonewall 36 – Einzelne 39 – The Gay Revo-
lution 43 – Stonewalls Bilder 47 – Making Gay History 50

Große Freiheit 52

Leben unterm Paragraphen 52 – Reform 56 – Band 175 58 –
Rosa 61 – «Comme ils disent» 68 – Außenseiter 71

1979

Homolulu 79 – CSD made in Germany 88 – Armee der Lie-
benden 93 – Tuc Tuc 95 – Prinz Eisenherz 97 – Die schwarze
Stadt: Hubert Fichte 101 – Tagebücher: Horst Bienek 108 –
Mit einem Wort 117

1989

Coming out im Kino International 125 – Im Hohen Haus 133 –
«... und das ist auch gut so» 137 – Frankfurter Engel 139

2015

Homosexualität_en 147

Eldorado 147 – Willkommen im Goodbye 150 – Unter-
strich 152 – Stonewall Zelluloid 157

Stonewall Revisited 164

Von Berlin nach New York 165 – «Wir sind schon da» 168 –
Queer 172 – «Der homoerotische Blick» 176 – 36 Monate in
New York 181 – Stonewall erzählen 184 – Thielomat 186

Epilog 191

Dank 193

Zeittafel 195

Literatur 197

Personen- und Ortsregister 201

Bildnachweis 208

Einführung

Im Sommer 1967 entdeckte ich mit zehn, elf Jahren in der Zeitung die kurze Notiz, die englische Königin habe ein «peinliches Gesetz» unterzeichnet, das Straffreiheit gewähre. Ich fragte meine Mutter, was «Homosexualität» bedeute, ich hatte das fremde Wort nie zuvor gehört. «Wenn zwei Männer sich lieben.» Und sie fügte hinzu: «Hoffentlich wirst du nicht mal so.» Ans Attribut des Peinlichen erinnere ich mich bis heute genauso wie an die mütterliche Sorge, die wohl Milliarden Mütter und Väter teilen, die sie äußern oder für sich behalten.

Inzwischen ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Manche Sorgen haben sich als unbegründet erwiesen, neue sind hinzugekommen. Eines aber ist sicher: Die Wahrnehmung von Homosexualität hat sich in Deutschland, in der westlichen Welt überhaupt gravierend verändert. Meine Erinnerung an den Sommer 1967 ist ein biographischer Zufall, der aber in einer Kette von historischen Zufällen, deren Ursachen wie Folgen steht. Zwei Jahre später wurde der Paragraph 175 im Strafgesetzbuch liberalisiert. Sexuelle Handlungen zwischen erwachsenen Männern blieben vom 1. September 1969 an straffrei. 34 Jahre zuvor hatte das nationalsozialistische Deutschland den Paragraphen verschärft, und nach 1945 sah kaum jemand Veranlassung, ihn zu reformieren. Ein Versuch der Novellierung scheiterte an einem im Grunde autoritären Verständnis von Recht und Ordnung des Staates und an der Gleichgültigkeit der westdeutschen Gesellschaft. Liest man die Rechtfertigungen im Regierungsentwurf vom Oktober 1962, «welche Verfehlungen gegen die geschlechtliche

Sittlichkeit mit Strafe zu bedrohen sind», stehen einem die Haare zu Berge über das Verständnis oder Unverständnis von Intimität, Sittlichkeit, vor allem aber menschlicher Sexualität, das vor sechs Jahrzehnten in Deutschland herrschte. Außer Österreich kannte kein westliches Land eine solche strenge Gesetzgebung. Auch das Strafrecht in der DDR ging weniger drakonisch gegen Homosexualität vor, weil man dort auf die mildere Variante des Paragraphen 175 aus der Weimarer Republik zurückgriff. Aber tatenlos blieben die Gerichte dort auch nicht. Gerade der staatliche Zugriff auf das Liebesleben erwachsener Menschen unterschied Deutschland und andere Länder im Norden Europas von Ländern, denen der Code Napoléon wenigstens das erspart hatte, wenn auch nicht die gesellschaftliche Ächtung der Homosexualität.

Von der Gesetzesänderung erfuhr ich als junger Zeitungsleser 1969 nichts, auch nicht von einem Vorkommnis, das wenige Tage nach der Abstimmung im Deutschen Bundestag und nur kurz nach meinem 13. Geburtstag die amerikanische Öffentlichkeit aufhorchen ließ, einem Ereignis, das mit dem Namen einer New Yorker Kneipe in Greenwich Village verbunden ist: Stonewall. Man sprach vom «riot of the indecents», dem Aufstand der Anstößigen. Ein Akt zivilen Ungehorsams mit Münzen, Flaschen, Fäusten, Brandsätzen brach sich in einer Juninacht nach einer Polizeirazzia in diesem Lokal in der Christopher Street Bahn. Jahr für Jahr erinnern seither die Christopher Street Days und Paraden in New York, an anderen Orten in den USA, in Deutschland wie überall auf der Welt an diesen einen Tag, diese eine Nacht. Wovon sich die New Yorker Schwulen, Lesben, Transgender, die Drag Queens und vereinzelt Heterosexuellen befreien wollten, hätten sie in den Stunden und Tagen des Aufstands auf Anhieb sagen können. Welche Form aber diese Rebellion über die Jahre angenommen hat, ließ sich damals nicht absehen. Man wehrt sich nach vorn, doch man versteht diesen Widerstand erst rückwärts, um Kierkegaards Satz zu variieren. Dass der New Yorker Aufstand und die Liberalisierung des Paragraphen 175 ins gleiche Jahr 1969 fielen,

ist kein Zufall, birgt aber auch keine strikte Kausalität. Die Gesetzesänderung war schon länger zuvor beschlossen, im Zusammenhang einer Novellierung des ganzen Sexualstrafrechts, einer Art juristischen Modernisierungsschubs der Nachkriegsgesellschaft. Die Juninacht in New York enthält, wie manche historischen Ereignisse, einen anarchischen Kern, etwas nicht ganz Erklärliches.

Dieser Essay sollte ursprünglich zum 50. Jahrestag des Aufstands der Anstößigen im Sommer 2019 erscheinen. Äußere Gründe – oder waren es innere? – hinderten mich, ihn rechtzeitig fertigzustellen. Der Verlag C.H.Beck gewährte mir Aufschub, Jonathan Beck, Detlef Felken, Stefanie Hölscher übten Geduld mit mir. Das Jubiläum ist mittlerweile vergangen. Richtig gefeiert wurde es ohnehin nur in New York, weit weniger in Berlin, Paris, Rom oder anderswo. Vermutlich, weil man es weithin für abgefeiert hielt.

Wofür dieses Jubiläum oder auch nur der Name Stonewall steht, hat seitdem allerdings an Dringlichkeit und Bedeutung gewonnen. Die Landkarte hat sich ganz buchstäblich geändert: Der Krieg Russlands gegen die Ukraine ist auch ein Krieg gegen die gelebte Homosexualität, gegen queeres Leben in Europa. Putin spricht von «Gayropa», setzt die Verachtung für das demokratische Europa in eins mit seiner wahnhaften Homophobie. In der anderen Hälfte der Welt nimmt der amerikanische Präsident Trump die «Wokeness» aufs Korn, wendet sich gegen die Neubestimmung des Geschlechts im eigenen Land, das Transgendern. Der argentinische Präsident Milei hetzt offen und vulgär gegen Homosexuelle, wie er sie sieht. Und Viktor Orbán will die Pride Parade in Budapest verbieten – flugs wird sie zu einem Volksfest für Hunderttausende. Es mutet wie eine Wiederkehr des Verdrängten, des vermeintlich Überwundenen an. Zeit für eine Rückbesinnung auf eine historische Episode und ihre Folgen.

What a difference a night can make: Das Buch nimmt seinen Ausgang von einer einzigen Nacht und einem bestimmten Ort, wie sie beide in dieser Form wohl nur in den USA möglich waren. Von Green-

wich Village in New York führt der Weg nach Europa, nach London, Paris, Berlin, Köln und Hamburg. Unterwegs ändert sich auch die Perspektive: Während Stonewall in einer Vielzahl einzelner Geschichten überliefert ist, sich mit den Lebensgeschichten der Beteiligten und deren Episoden verbindet, werden die vielen Geschichten, zersplittert wie die Glasscheiben der Bar auf der Christopher Street, schon in den USA und erst recht auf dem Weg über den Atlantik zur Geschichte einer Bewegung. Indessen ist Stonewall, wie kein zweites Ereignis der neueren nordamerikanischen Geschichte, zur Ikone dieser weltweiten Bewegung geworden, die auf den Namen der Straße und den der Bar hört.

Alle Begriffe, die in diesem Buch auf- und untertauchen, haben eine historische Prägung und oft auch eine räumliche Ausprägung, angefangen mit dem Begriff der Homosexualität, der in Österreich-Ungarn mitten im 19. Jahrhundert aufkam, über deutsche Begriffe wie «schwul», «Schwuchtel», «kesser Vater», für die es Synonyme in anderen Sprachen gibt – bei Marcel Proust finden wir die «race des tantes» –, bis zur amerikanischen Queerness und der Wokeness, den neuen, jüngeren Begriffen, die irgendwann auch altern werden. Ich versuche, die Begriffe nach dem jeweiligen Kontext zu verwenden. Sie stecken das Feld der Auseinandersetzungen ab, die man, wie ich hoffe, besser verstehen wird, wenn man den historischen Raum zumindest in Grundzügen kennt.

War Homosexualität, Sexualität überhaupt bis weit in die 1960er Jahre und darüber hinaus etwas schamhaft Verschwiegenes, Verborgenes, abgeschirmt Privates, wurde sie 1969 in den USA und bald darauf auch in Deutschland wie anderswo zum Stein des Anstoßes, den die Anstößigen ins Rollen gebracht hatten, zu etwas Öffentlichem. Der heute weithin vergessene Autor Horst Bienek hat von 1951 bis 1968, dann mit wenigen Einträgen in den Jahren dazwischen kontinuierlich ab 1978 bis zu seinem Tod im Jahr 1990 auf mehr als 1500 Seiten Tagebuch geführt und so, mit einem klaren, wenn auch kaum je ausgesprochenen Vorsatz und Ziel, die Anatomie einer – seiner – schwu-

len Existenz geschrieben. Daraus ist der Roman nicht nur seines Lebens, sondern des Lebens einer ganzen Generation von schwulen Männern entstanden. Es gibt kein vergleichbares Werk in der deutschen Literaturgeschichte, allenfalls Hubert Fichtes *Geschichte der Empfindlichkeit*, mit der der früh verstorbene Hamburger Autor eine Geschichte des homosexuellen Denkens und Fühlens vorgelegt hat.

Neben die Literaturgeschichte – und die Geschichte der Kunst – tritt in diesem Buch die Geschichte der Bewegung, des Protests, der sich unter dem Zeichen von Stonewall versammelte. Zumeist herrscht ein Nebeneinander dieser beiden Geschichten, selten – allzu selten – ein Miteinander. Die schwul-lesbische Bewegung in Deutschland hat Kunst und Literatur als Movens oder Motiv ausgeklammert, zu wenig wahrgenommen. Künstler:innen und Schriftsteller:innen haben im Gegenzug die Bewegung nicht in ihr Werk aufgenommen. Das war in den USA anders: Walt Whitman als Ahnherr, James Baldwin, Allen Ginsberg, Leslie Feinberg und andere hatten in unterschiedlicher Form an Stonewall teil.

Bienek und Fichte und andere mit ihnen schrieben gegen ein Vergessen und Verdrängen, gegen das Nicht- oder Kaum-Beachten an. Überall finden wir noch heute Spuren davon. Um nur einige Beispiele zu nennen: Der amerikanische Historiker Charles Marsh hat in einer wegweisenden Biographie über Dietrich Bonhoeffer unter dem Titel *Der verklarte Fremde* (auf Deutsch 2015) nachgewiesen, dass Bonhoeffer die eigene Homosexualität nicht fremd gewesen ist. Auf das Ergebnis sorgsamer Forschungen hat das *Deutsche Pfarrerblatt* erwidert: «dass Marshs Vermutung haltlos ist, zeigen die Tatsachen, dass Bonhoeffer verlobt und [sein Freund] Eberhard Bethge später verheiratet war.» Niemand weiß, wie irdisch die Liebe der beiden Männer, Dietrich Bonhoeffer und Eberhard Bethge, war. Aber dass beide ihre bürgerliche Existenz verloren hätten und Bonhoeffer niemals die Bedeutung erlangt hätte, die er heute im Protestantismus hat, wäre diese Liebe ruchbar geworden, das wissen wir. Die Biographie eines Generationsgefährten wie Fritz Bauer bezeugt es.

Ein anderes Beispiel ist Konrad Lorenz, der bedeutende Verhaltensforscher, der eines Tages bei den Graugänsen gleichgeschlechtliche Paarungen beobachtete und etwas fassungslos deren «tierisches Verhalten» konstatierte. Die Max-Planck-Gesellschaft hat im Laufe der Jahrzehnte nicht einmal den Versuch unternommen, das Erbe von Magnus Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaften, das die Nationalsozialisten zerstörten, durch die Gründung eines neuen Instituts aufzunehmen. Und vielleicht wird das Deutsche Literaturarchiv in Marbach eines Tages aus seinen reichen Schätzen die erste Ausstellung über Homosexualität und Literatur gestalten.

Gegen die Pride, die Parade der stolzen schwulen, lesbischen und transgender Selbstbehauptung, steht der Zug der Niedergeschlagenen, Verleumdeten, Bestraften und vor allem der Vergessenen, ein Trauerzug, der durch jede Stadt in Deutschland führen könnte. Auch eine intellektuelle Begleitung, gar zeitgenössische Begründung von Stonewall sucht man vergebens. Hannah Arendt, die bedeutendste politische Denkerin des 20. Jahrhunderts, in deren unmittelbarer Nachbarschaft sich der Aufstand der Anstößigen zutrug, hat das Ereignis mit keinem einzigen Wort bedacht. Auch bei Susan Sontag sucht man vergebens eine Einschätzung oder auch nur Erwähnung dieses Ereignisses, das sie wenige Jahre nach ihren *Notes on Camp* hätte aufhören lassen können, ja müssen.

Hinzu kommt die uneingestandene, vor sich oder anderen verborgene Homosexualität vieler Menschen, eine unheilvolle Geschichte der besonderen Art, die man, für sich genommen, gar nicht schreiben kann, denn sie besteht aus lauter Verschwiegenheiten, Verlegenheit, Verstellung und Lügen. Umso heller treten die mutigen Selbstbekenntnisse homosexueller Männer und Frauen hervor. Wenn aber der individuelle Ausdruck des homosexuellen Verlangens und Lebens lange so eingeschränkt blieb wie die politische Diskussion und öffentliche Artikulation, so kommt Literatur und bildender Kunst umso größere Bedeutung in der Wahrnehmung von Stonewall zu. Beide zeigen am ehesten Veränderungen, Befreiungen an, wenn auch nicht die

ganz große Freiheit. Vielleicht gibt es die gar nicht, sondern nur Punkte und Momente von Befreiung.

Doch Genug der Klage: Es gab über Jahrzehnte entscheidende Bewegungen und Fortschritte im Erkennen wie Benennen: Rosa von Praunheims Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* hat Geschichte geschrieben, ebenso Bücher und Beiträge von Martin Dannecker, Volker Sigusch, von Sophinette Becker und Rüdiger Lautmann, um nur sie zu nennen. 1997 zeigte die Akademie der Künste in Berlin zusammen mit dem Schwulen Museum – einer wesentlichen Neugründung – die wichtige Ausstellung *Goodbye to Berlin?* über 100 Jahre Schwulenbewegung, 18 Jahre später besichtigte Berlin *Homosexualität_en*. Die Ausstellung wurde an zwei symbolischen Orten gezeigt: im Deutschen Historischen Museum und dem Schwulen Museum. 2021 erschien Benno Gammerls «Emotionsgeschichte» über schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik, *anders fühlen*, im Jahr darauf Rainer Herrns große Geschichte des Instituts für Sexualwissenschaft, die eine ganze zerstörte Tradition zeigt. Andreas Kraß und andere haben die «Queer Studies» neu begründet.

Ohne zum Teil noch frühere Anstrengungen hätte es die politischen Reformen in Deutschland, Skandinavien, in Spanien oder Frankreich und auch in den USA nicht gegeben, weder die Novellierung des Paragraphen 175 in Westdeutschland noch die eingetragene Lebenspartnerschaft oder die Ehe für alle: alles erstrittene, zögernd und zäh gewährte Schritte. Ohne sie gäbe es heute, mit Hegel gesprochen, auch das Bewusstsein von Nöten nicht, das Bewusstsein, wie es um die Rechte und die Lebenswirklichkeit von Menschen der LGBTQIA-Communitys in Ungarn und Polen, in Russland, Uganda, China und anderswo steht.

Bei Stonewall aber denken wir primär nicht an Reformen, sondern an eine Revolution, zumindest in den USA. Immer wieder taucht dort der Begriff der «gay revolution» im Juni 1969, in den Monaten zuvor, den Jahren hernach auf. Die Versuchung ist groß, alles

auf Stonewall zu beziehen, was es an Protest, an Widerstand gegen Pressionen, an Selbstbefreiung und neuer Wahrnehmung der Homosexualität über die Jahrzehnte gegeben hat und gegenwärtig gibt. Vor diesem Trugschluss sollte man sich hüten, auch wenn der historische Moment von Stonewall eine so intensive Bedeutung hat, dass man vieles auf ihn zurückführen kann. In den USA wurde sogar eine eigene Zeitrechnung etabliert: Prä- und Post-Stonewall. Dieses Buch ist jedoch keine Geschichte der Homosexualität_en nach 1969, sondern handelt von einem historischen Moment und dessen Wirksamkeit. Sie zeigt sich nicht allein auf Straßen und Plätzen, also in Protestzügen, sondern wie gesagt auch in Kunstwerken, in deren Wahrnehmungsweisen, in literarischen Formen und Ausstellungen. Dabei gilt es, das häufig nur zitierte Stonewall von einem programmatischen, tiefer ausgeloteten zu unterscheiden.

Daten verbinden sich mit Orten, vom New York des Jahres 1969 bis ins Berlin der 2020er Jahre. Wesentlich sind für die Darstellung die Jahreszahlen 1969, 1979, 1989, 2015 und die Jahre danach. Das Ende ist so offen wie der Anfang zufällig. Die Chronisten von Stonewall haben zu Recht darauf hingewiesen, dass der Aufstand auch von einem anderen Ort in New York seinen Ausgang hätte nehmen können, wohl aber kaum zu einer anderen Zeit. Dem Stonewall-Aufstand bahnten Demonstrationen, Petitionen, Berichte, Aktionen aller Art den Weg. Es gibt aus der Retrospektive nicht die eine Kausalität, eine klar benennbare Ursache und deren Wirkung. Das Wiedersehen mit Stonewall in diesem Buch bedeutet auch eine Revision des Mythos, der entstanden ist, einen Einspruch gegen dessen Singularität und die Tendenz, zu vieles auf Stonewall zurückzuführen. Es schmälert dieses Ereignis nicht, wenn man es neben andere stellt. Singulär bleibt seine Leuchtkraft als ein Moment unter vielen.

Es versteht sich von selbst, dass diese sprunghafte, komplexe Geschichte sich nicht systematisch erschließen lässt. Sie behält etwas nicht Vorhersehbares, perspektivreich Bewegtes und vor allem, wenn überhaupt, erst spät Akzeptiertes. Stonewall verbinden wir heute mit

einer Männerwelt, als Ursprungsmoment der schwulen Bewegung. In Wirklichkeit war es auch ein Aufstand der Transgender, und Frauen nahmen in den USA dezidiert daran Anteil als anderswo, in der Deutung, in Initiativen, auch im Zusammenschluss mit Männern. In Deutschland taten sie es nicht, worauf ich an manchen Stellen hinzuweisen versuche.

Der Publizist Axel Eggebrecht hat ein Jahr nach dem Zweiten Weltkrieg, als das ganze Ausmaß der Konzentrationslager, der Vernichtung der europäischen Juden sichtbar wurde, über die Dreyfus-Affäre gesagt, diese Affäre – die Frankreich um die Jahrhundertwende erschüttert und den Antisemitismus hatte zutage treten lassen – habe Deutschland leider gefehlt. Die Katharsis des Streits und der tieferen Auseinandersetzung blieb hier aus, was zur Katastrophe des 20. Jahrhunderts beigetragen hat. Das kann man über Stonewall auch sagen: Es war ein Aufstand, der Deutschland gefehlt hat. Nirgendwo hat der Nationalsozialismus so lange nachgewirkt wie im Umgang der deutschen Nachkriegsgesellschaft mit ihren Homosexuellen. Doch deren offenen Aufstand, deren Wut und Gegenwehr hat es nicht gegeben. Der öffentliche Protest kam spät. Vielleicht hat gerade deshalb Stonewall in dem lange Zeit so obrigkeitlichen Deutschland tiefer oder anders gewirkt als in jedem anderen Land außer den USA.

Erst beim Schreiben wurde ich gewahr, dass die von mir gewählten Jahreszahlen, die die Zeit nach Stonewall durch Zufall zunächst in Jahrzehnte teilen – 1969, 1979, 1989 –, auch Momente meiner Biographie markieren: die beginnende Pubertät, ein prägendes zweites Studienjahr in Hamburg, ein Jahr des Forschens in Jerusalem und in Marbach am Neckar. Bald darauf begann ich meine Arbeit in Frankfurt am Main, später in Berlin, in den letzten Jahren unternahm ich Recherchen in New York, in Stanford und San Francisco. An manchen, wenigen Stellen dieses Buches spreche ich mit mir – um ins Gespräch mit anderen zu kommen. Auch beim Wiedersehen mit mir geht es um deren Geschichte.

1969

Stonewall

Stonewall – der Name steht für den Stein des Anstoßes, den Stein, der zum Wurfgeschoss wurde, und den Ort des Geschehens. Das Stonewall Inn findet man, wie schon erwähnt, im Greenwich Village in New York. In der Christopher Street 53 steht ein winziges Haus aus festem Backstein, zusammengekauert zwischen größeren Häusern, ursprünglich ein Pferdestall vor den Toren der Großstadt. Mit seinen abgedunkelten Fenstern wirkt es eher abweisend als einladend. Das Gebäude hat Mitte der 1970er Jahre einen Brand überstanden, das Innere hat man erneuert, die Außenfassade ist geblieben. Die schwere Tür öffnet sich zu einer Bar und Tanzfläche, heute wie damals schummrig ausgeleuchtet, an manchen Abenden überfüllt, an anderen weniger besucht. Neben dem Gebäude hat man 2022 ein Memorial errichtet, dessen Tür sich tagsüber öffnet, und wenn man heute die Kneipe betritt, liegt die Geschichte gleich nebenan. Gegenüber ist ein kleiner Park angelegt, eine Verkehrsinsel im beschaulichen Village mit einer Installation, die ebenfalls an jene Sommernacht vor einem halben Jahrhundert erinnert.

Full Moon

In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni 1969 waren das Greenwich Village und das Stonewall Inn in helles Vollmondlicht getaucht. «Full Moon over Stonewall» überschrieb Howard Smith in der *Village Voice* vom 3. Juli 1969 seine «view from inside» und verband den Aufstand

mit dem hellen Mondlicht und der Hitze der Sommernacht – der gleichen Hitze, die ihm zufolge schon Aufstände von Schwarzen entfacht hatte, 1964 in New York und Philadelphia, 1966 in Cleveland, 1967 in Detroit und Newark. *In the Heat of the Night* ist der Titel eines berühmten, 1967 gedrehten Films über den Rassismus vor allem im Süden der USA.

Am Morgen des 28. Juni 1969 klopfen gegen 1.30 Uhr sechs Beamte der First Division Public Morals Squad von Manhattan an die Tür des Stonewall Inn: «Aufmachen, Polizei!» Zwei Beamtinnen saßen schon im Innern des Lokals, vorgeblich zwei lesbische Frauen. Schon vorher war es immer wieder zu Razzien gekommen, um die Papiere der Gäste zu kontrollieren, verbotenen Ausschank von Alkohol festzustellen und unter diesem Vorwand das Lokal zu schließen. Bei diesen Razzien aber war die Polizei immer am Abend gegen 20, 21 Uhr gekommen, als sich das Lokal erst zu füllen begann. Ungewöhnlich jetzt die frühe Morgenstunde, in der die Polizei eintraf.

Am Tag zuvor war die Sängerin Judy Garland zu Grabe getragen worden, die unter Homosexuellen viele Fans gehabt hatte. Das Lied *Somewhere over the Rainbow* von 1939 hatte sie berühmt gemacht. Später hat man in der Geschichtsschreibung von Stonewall diese Beerdigung mit den Protesten in Zusammenhang gebracht: Die Trauer der Community sei in Wut umgeschlagen. Doch da ist mehr Vermutung am Werk als die Feststellung von Ursache und Wirkung.

Zu den vielen Barbesuchern jener Nacht gehörte Sylvia Lee Rivera: angezogen wie eine weiße Frau, aber in Wirklichkeit – in welcher Wirklichkeit? – ein Mann aus Mittelamerika im Damenkleid. Eine Drag Queen. Schon das war ein Stein des Anstoßes, die New Yorker Polizei nahm immer wieder Frauen fest, die sie als Männer enttarnte. «Wenn du eine Drag Queen warst, konntest du ins Stonewall reinkommen, wenn sie dich kannten. Man ließ zu jener Zeit nur eine gewisse Anzahl von Drag Queens ins Stonewall. Ich war ohnehin nicht ganz Drag in jener Nacht. Ich war sehr hübsch angezogen. Ich zog

mich immer so an, als sei ich eine weiße Frau. Sage ich, aber in Wirklichkeit bin ich aus Puerto Rico und Venezuela. In jener Nacht trug ich das famose Kostüm, das ich mir zu Hause genäht hatte. Es war hellbeige – sehr sommerlich. Schlaghosen waren damals Mode. Ich hatte meine Haare offen. Eine Menge Make-up und eine Menge Haar. Ich trug Stiefel. Ich weiß nicht, warum ich Stiefel trug.»

Sylvia war gerade mit ihrem ersten Liebhaber aus Washington zurückgekehrt. «Lass uns ins Stonewall gehen», hatte sie zu ihm am Abend gesagt. Beide saßen in der Bar, als die Polizei kam.

Damals knapp 18 Jahre alt, fühlte Sylvia sich schon einige Jahre lang als Mädchen. Ihre Großmutter hatte dem Jungen aufgetragen, Automechaniker zu werden, Sylvia hatte erwidert: «Nein, ich will Friseur werden. Und ich will diese Kleider tragen.» Und hatte auf die Kleider der Großmutter gewiesen, die das Kind anzog, seit die Mutter früh gestorben war. Als das Kind gewahrt wird, wie sehr es als Junge in Mädchenkleidern aneckt, versucht es mit zehn Jahren, sich das Leben zu nehmen. Sylvia wird gerettet. Bald darauf verlässt sie – er – das Zuhause, um die Großmutter nicht länger dem Schmerz auszusetzen, dass der Enkel ein «pato» sei, wie man auf Spanisch sagt, ein «faggot», eine «Tunte», «Schwuchtel». Sie wird zum Straßenkind, einem «hustler», das seinen Körper meist alten weißen Männern verkauft. Später wird sie sich erinnern, wie sie nach solchen Streifzügen nach Hause zurückkehrte und ihren Körper in einer Wanne mit heißem Wasser abschrubhte. «Oh, diese Leute haben mich angefasst. Diese schmierigen Typen.» Auch wenn sie nicht alt waren, blieb das Gefühl das gleiche: Sie zahlten, beschmutzten sie, und Sylvia Rivera ging nach Hause, um sich zu waschen. Als 13-, 14-Jährige glaubt sie, damit fertig zu werden, wenn sie mit demjenigen spricht, der ihr gerade 50 Dollar gegeben hat. Sie engagiert sich in ihrer Wut auf die Welt in der schwarzen Befreiungsbewegung und bei den Friedensaktivisten.

Aus Washington zurückgekehrt, sitzt Sylvia Rivera eine Woche vor ihrem – seinem – 18. Geburtstag im Stonewall. Als die Polizei die Bar betritt, steigt Wut in ihr, in ihm auf: Was soll das alles hier? Wa-



Gay Liberation Front March am Times Square, 1969

rum zahlen wir der Mafia – sie kontrollierte das Stonewall – Geld, um in einer lausigen Bar etwas zu trinken? Die Polizei schickt die Leute nach draußen auf die Straße, um die Papiere zu überprüfen. Sobald die Barbesucher ihre Papiere gezeigt haben, versammeln sie sich gegenüber im Sheridan Square Park. «Aber warum? Wir sahen einander an.» Und plötzlich fliegen die Münzen, die Fünf- und Zehn-Cent-Stücke und die Pennys, über die Straße, ein Symbol des Widerstands gegen die Mafia wie die Polizei. «Ihr habt schon Geld gekriegt – hier ist noch mehr!»

Es war schön und aufregend, da zu sein, erzählte Sylvia Rivera damals. «Toll, großartig, nun ist meine Zeit gekommen. Ich war als Revolutionärin für jeden anderen unterwegs, und nun tue ich mein Ding für meine eigenen Leute. [...] Wir machen's! Wir machen's! Wir gehen ihnen auf die Nerven!»

Die Polizei dachte zunächst, sie könne kommen und sagen: «Geht weg», und nichts weiter würde geschehen. Sie würden die Tür zur Bar verriegeln, und gut wär's. Unter dem Münzenhagel verschanzte sie sich im Stonewall. Die Situation eskalierte, jemand warf einen Brandsatz in die Bar. Die Polizei geriet in Panik, denn es gab keinen Fluchtweg auf der Rückseite. Auf den Ausbruch von Rache und Vergeltung war die Polizei in New York nicht vorbereitet, hätte es aber sein sollen. Denn über die Jahre hatte sich bei denen, die während der abendlichen Razzien kontrolliert wurden, die Wut aufgestaut.

In der Nacht zum 28. Juni 1969 steckte Sylvia Prügel von den Polizisten ein – eine Drag Queen, von der Obrigkeit blutig geschlagen –, wurde aber nicht ernsthaft verletzt wie andere. 13 Personen, darunter einige Angestellte der Bar, wurden in dieser ersten Nacht des Aufstands festgenommen, drei oder vier in der zweiten, fünf in der dritten. Manche nahm die Polizei kurz in Gewahrsam, andere hielt sie länger fest. Die Akten weisen indes nur sechs Festnahmen aus, eine Frau und fünf Männer. Zahlreiche Polizisten und etliche Demonstranten wurden verletzt, ein Demonstrant verlor durch eine hastig zugeschlagene Autotür zwei Finger. Das Innere des Lokals wurde vollkommen demoliert.

Walking behind you

In jener Nacht steht auch ein 17-jähriger Student im Stonewall. Aufgewachsen in gutem Hause in Flushing, einem Teil von Queens, hat Morton Manford sein Coming-out gerade hinter sich. Er nennt das Eingestehen der Homosexualität seinen persönlichen Bürgerkrieg, der im Alter von 15, 16 Jahren begann, unmittelbar nach der Pubertät, Morton leidet schrecklich unter der Verachtung seiner Mitmenschen. «Die ganze Gesellschaft ließ uns wissen, wie furchtbar es sei, ein Homosexueller zu sein, eine zerpfückte, leere, bizarre Person», wie er sich später ausdrückt. Wenn man jemanden beleidigen wollte,

nannte man ihn – das Wort wurde eben schon genannt – «faggot», eine Tunte. Die Zeitungen betrachteten Homosexuelle ausnahmslos als ein und denselben – der von anderen verfügte Singular.

Als Junge ging Morton zu einem Psychiater. Die Lehrmeinung der Psychiater war, Homosexuelle als krank zu betrachten, wobei die Menschen nicht bedachten, wie sich solche Positionen auf schwule Männer und lesbische Frauen auswirkten. «Diese Haltungen beeinflussten die Art, wie du dachtest und lebstest, wie du über dich selber dachtest. Wenn du schwul warst und diese sozialen Normen annahmst, warst du im Krieg mit dir selbst.» Der Junge wechselte den Psychiater und fand einen tatkräftigen Mann, der seine Situation nicht wirklich verbesserte, aber dennoch im Laufe der Therapie einiges Förderliche bewirkte. Die Wünsche waren stark genug. Morton ging nach Manhattan und lief unablässig durch die Straßen auf der Suche nach jemandem, der ihn auflesen würde, «um mich verrückt und leidenschaftlich zu lieben».

Und so geschah es. Bei einem seiner endlosen Spaziergänge durchs Village begegnet er einem fast gleichaltrigen hübschen Jungen, blond, blaue Augen, mit der Figur eines Schwimmers. Beide laufen Stunden um Stunden durch die Straßen und reden über Gott und die Welt und die amerikanische Gesellschaft. Der andere lebt in unhaltbaren Zuständen bei einem anderen Mann in der Bronx. Beide nehmen an jenem ersten Abend die U-Bahn und holen seine Sachen ab, der Freund wird erst einmal bei Mortons Eltern einquartiert. Er arbeitet als Kellner in einem Restaurant in Manhattan und nimmt Morton eines Abends in eine Bar an der Upper East Side mit. Morton staunt: Da sind ja nur Männer. Er ist verwundert, erfreut und ängstlich zugleich. Sein Begleiter tanzt mit einem seiner Freunde, dreht sich zu ihm um und fordert ihn zu einem langsamen Tanz auf.

«Das war so ein Augenblick ... Es war dein größter Wunsch und deine größte Angst in einem. Ich wusste: Ich wollte mit ihm tanzen. Wir tanzten. Ich glaube, der Song, den sie spielten, war *Turn Around, Look at Me*. Er geht ungefähr so: <There is someone walking behind

you. Turn around, look at me. There is someone watching your footstep. There is someone to love and guide you. Turn around, look at me.» [...] Wir verließen die Bar und kamen zurück hierher nach Flushing, und in der Nacht erhellte ein Feuerwerk den Himmel. Mein Konflikt war nicht ausgestanden, er wurde über die Jahre Schritt für Schritt geringer. Aber diese Nacht war ein Meilenstein.»

Im Herbst 1968 ist Morton ins Columbia College aufgenommen worden, hat einen ersten schüchternen Kontakt zur Student Homophile League aufgenommen, von der er in der *New York Times* gelesen hat. «Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon die Bars entdeckt», erinnert er sich später. «Ich vermute, mein schwules Leben entwickelte sich ziemlich durchs In-die-Bars-Gehen, obwohl die gefährlichen Razzien allgegenwärtig waren – jeder hörte davon. Aber die einzige Razzia, bei der ich tatsächlich in einer Bar war, war das Stonewall. Das war mein Lieblingsplatz. Ein Ankerplatz. Es war heruntergekommen, und die Scheiben, hinter denen sie die wässrigen Drinks servierten, waren nicht sauber. Der Ort zog ein sehr gemischtes Publikum an. Die Gäste waren eine wilde Mischung: einige Transvestiten, eine Menge Studenten, Junge, Alte, Geschäftsmänner. Es gab einen Tanzboden und eine Jukebox. Es gab einen Raum nach hinten, was damals eine zweite Bar bedeutete. Es gab Tische, an denen Leute saßen.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de